



Schwäbisch-Hall.

Von

Pfarrer Dr. J. Smelin-Großgartach.



Es ist immer wieder ein zu entzückendes Nest, die alte Siedlerstadt am Kocher: Schwäbisch-Hall. Wenn man, wie der Verfasser seit nun über einem Jahrzehnt, als Ein- oder Umwohner einer geschäftigen Handels- und Fabrikstadt — in diesem Falle Heilbronn — die in lebendigem Kontakt mit der Neuzeit längst ihre alten Mauern gesprengt hat und über den mittelalterlichen Rahmen hinausgewachsen ist, aber so auch an dem Hasten und Drängen des modernen Lebens voll mitbeteiligt ist, das Glück hat, wieder einmal ein paar Tage in einer solchen Stadt der Vergangenheit zuzubringen, wie mir das unlängst aus Anlaß von Vorträgen für die Verwundeten in dem zur Zeit für diesen Hauptzweck zu einem großen Teil eingerichteten fränkischen Diakonissenhaus möglich geworden ist, da empfindet man die Ruhe, die über dieser ganzen historischen Landschaft und ihrem alten Zentrum ausgebreitet ist, als ein so köstliches Geschenk, daß man es schon als ein Gebot der Nächstenliebe erkennen muß, auch andere Mitmenschen auf einen solch großartigen Erholungspunkt aufmerksam zu machen: zumal historisch gebildete Menschen und Freunde der Geschichte. Denn was unserem Hall ein Recht gibt, in einer Zeitschrift, die sich „das Frankenland“ betitelt, vor anderen Städten unseres Landes in Wort und Bild eingehender vorgeführt zu werden, das ist eben seine Eigenschaft als historischer Hauptplatz von Fränkisch-Württemberg oder, wie man das besonders zu benennen pflegt, des „Hohenlohschen“, ob es auch an dessen Randübergang dem Schwäbischen zu gelegen ist.

Deshalb trifft auch die Bezeichnung „Schwäbisch-Hall“ immer nur in sehr uneigentlichem Sinne zu. Denn von Hause aus ist es vielmehr eine durchaus fränkische Ansiedlung, die auch durch ihre ganze Geschichte bis zum heutigen Tag den vorwiegend fränkischen Charakterstempel sich nie hat nehmen lassen. Zum „Schwäbischen Hall“ ist sie erst im Lauf ihrer Geschichte geworden dank einer Partie, die allerdings einen Höhepunkt derselben darstellt und ihr sogar als einziger unter den deutschen Städten einen Platz in der Bibel verschafft hat. Ist doch keine Frage, daß der „Heller“, der Marc. 12,42 in der Geschichte vom Scherflein der Witwe vorkommt, eben von unserem Hall im Unterschied von

den anderen Schwestern dieses Namens so genannt ist. Das erinnert uns daran, daß Hall seine erste große Zeit den schwäbischen Kaisern, den Staufern, verdankt, einem Friedrich Barbarossa zumal, der für die gewaltigen Ritterscharen, die zu seinen mancherlei Kriegszügen, obenan nach Italien, unter seinen Fahnen standen, eine Masse Kleingeld und so auch eine bequem gelegene Münzstätte brauchte, die er eben hier, in der Mitte zwischen seinen schwäbischen Hausbesitzungen um Gmünd und seiner fränkischen Hauptresidenz, Rothenburg o. T., besaß. Zumal wohl schon damals Hall begonnen hatte, sich zu dem zu entwickeln, was es durch die stauferischen Kaiser vollends werden sollte: eine Adelsresidenz im besonderen Sinn, wie keine zweite im Umkreis des heutigen Württemberg, höchstens daß noch das welfische Ravensberg in Oberschwaben damit verglichen werden kann. Nur nicht im Sinn des hohen Herren-Adels, sondern eben im Sinn des unter den Staufern die leitende Bevölkerungsschicht bildenden Ritter-Adels, der in seiner weitaus überwiegenden Mehrzahl aus der Ministerialität emporgewachsen mit dem Offiziertum, ob auch vielleicht mehr mit dem oberen Unteroffiziertum unserer Zeit, verglichen werden mag.

Für dieses Element war eben Hall die so besonders geeignete Residenzstätte, schon weil es im Besitz eines Artikels war, der für jene ritterlichen Herrn im frühen Mittelalter Nr. 1 war und der schon durch seinen Namen angezeigt ist: des Salzes. Es darf wohl unter den Lesern dieser Zeitschrift als bekannt vorausgesetzt werden, daß sämtliche „Hall“-Orte auf alte Salzquellen zurückgehen und ihre Benennung von der keltischen Bezeichnung für Salz haben, nur daß damit natürlich noch nicht gesagt ist, daß sie selbst in die Keltenszeit noch zurückgehen, sondern daß dies eben bei den ältesten Salzorten auf deutschem Boden der Fall ist und daß diese daher (vgl. Hall in Tirol, Hallein, Halle in Sachsen mit seinen „Halloren“) ihren so bereits zur stehenden Bezeichnung passenden Namen bekommen haben. Jedenfalls für unser schwäbisches Hall bleibt die Datierung aus der Keltens- oder auch nur Römerzeit etwas sehr Unwahrscheinliches. Denn wenn auch ein Fund, den Hofrat Dr. Schliz-Heilbronn seinerzeit so gedeutet hat, wirklich beweisen sollte, daß schon in jener ältesten Zeit hier wirklich Salz gefunden bzw. in primitiver Weise hier gesotten worden sei, so muß doch diese Kenntnis in der Zeit der Verdrängung der Kelten wieder verloren gegangen sein. Sonst wäre nicht recht zu begreifen, daß die Römer einst 3 Stunden (15 km) weiter (bei Mainhardt) ihren Limes gezogen haben statt ebensoviel weiter östlich, auf dem Höhenrücken zwischen Jagst und Roher, etwa mit dem Zielpunkt des Burgbergs, diesem altkeltischen Ringwall. Zumal sie damit auch zugleich das weiter unten am Roher gelegene (Niedern-)Hall, das wohl auch schon von den Kelten benützt war, in ihrem Bereich gehabt hätten. Vielmehr müssen, wenn sie je von den Kelten schon gekannt und benützt worden sind, beiderlei Salzquellen schon den einwandernden Germanen Uriovists, wie vollends den späteren unbekannt geblieben sein. Denn die bekannte Stelle bei Tacitus (Bch. XIII, 57) von einem Streit zwischen Chatten und Hermunduren über einen salzhaltigen Grenzfluß ist nicht, wie man schon getan hat, auf unser Roher-Hall, sondern

eher auf Salzungen in Thüringen, wahrscheinlicher aber noch auf die Saale bei Mellrichstadt bezw. Neustadt a. S. zu deuten, mit dem die bei Tacitus angegebenen Merkmale in ganz anderem Grade zusammenstimmen. Als Hauptbeweis dafür aber, daß nicht schon die Römer und ihnen nach die folgenden Alemannen unsere Salzquelle gekannt haben können, sondern die Mitteilung der Chronisten, wonach erst etwa im Lauf des 9. Jahrhunderts aus Unlaß einer Jagd von den Leuten des Kochergaugrafen diese Entdeckung erfolgte, nicht weiter zu bezweifeln ist, dienen schon die späteren kirchlichen Markungsverhältnisse: noch im Reformationszeitalter erscheint Hall links vom Kocher, der Stadtteil, wo „nichts Rechtes wohnt“, St. Katharina, im kirchlichen Verband mit Murrhardt, der einstigen Mutterpfarrei zumal auch für Westheim, den ältesten Sitz der Kochergaugrafen; das rechtsseitige Hall, die St. Michaelis-Gemeinde, aber muß noch Anfangs des 16. Jahrhunderts aus der Abhängigkeit von Steinbach bezw. dem darüber stehenden Kloster Comburg gelöst werden, nachdem es das ganze Mittelalter hindurch als Inhaber der besten Bauplätze in Hall, so Nr. 1 des Platzes, auf dem die Michaelis-Kirche erbaut wurde, figurirt hatte.

Wie sehr dann aber nach der Auffindung dieser Salzquelle diese ganze Lokalität alsbald geschätzt wurde, zeigt die Tradition von den „Sieben Bürgen“ oder Burgen, welche um diese Quelle sich erhoben, von denen die bedeutendste auf dem Hügel stand, auf dem die spätere Hauptkirche St. Michael errichtet wurde: offenbar die Burg des Hauptlehensträgers oder Oberbeamten der damaligen eigentlichen Herren, der Kochergau-Grafen, welche wir uns seit den Zeiten der Merowinger zunächst auf der Burg Westheim residierend zu denken haben. Das Haal, die Salzquelle selbst, wie das ganze Kochertal an dieser Stelle muß damals noch durch Sumpf und Wald unzugänglich gewesen sein. Da aber Westheim nur wenig über eine Stunde fluthaufwärts liegt, so war die Entdeckung unserer Quelle von da aus nur eine Frage der Zeit. Deren Bedeutung läßt dann begreifen, wenn nunmehr auch der Sitz der Kochergau-Grafen näher hinzu, auf die Cochem- oder Comburg verlegt wurde, was im folgenden 10. Jahrhundert geschehen sein mag. Ende des folgenden 11. Jahrhunderts sollte eine abermalige bedeutsame Veränderung vor sich gehen, diejenige, welche die Szenerie dieser Landschaft aufs nachhaltigste beeinflusst hat: die Verwandlung der alten Ritterburg in ein Kloster durch den Grafen Richard und seine Brüder Emhard und Rugger von (Rotenburg)-Comburg um das Jahr 1087, die Zeit unter Heinrich IV. Und den Charakter dieser Zeit illustriert kaum etwas besser als die Gründungsgeschichte dieses Klosters: wie der rauhe Ritter, als er im Schoße einer Frau schläft, was natürlich seine sittliche Zügellosigkeit andeutet, durch ein Traumgesicht, in dem er seine väterliche Burg in ein Kloster verwandelt sieht, bestimmt wird, diese Verwandlung auch tatsächlich vorzunehmen, nur daß der Teufel in allen möglichen Vermummungen diesem Voratz Prügel in den Weg zu legen sucht. Es ist das Gewissen der Zeit, das, von der Sorge um das Heil der Seele umgetrieben, das man nur im Kloster gesichert glaubt, da mit einemmale erwacht und die ritterliche Feste des eifrigen Gefolgsherrn

des falschen Kaisers in eine Trutzburg seiner kirchlichen Gegnerschaft, der Hirsauer Kongregation, als der ergebensten Schutztruppe des Papsttums verwandelt. Als eine Nachwirkung dieses Eifers stellt sich dann auch das gegenüberliegende weibliche Gegenstück, Klein-Comburg, aus dem Anfang des 12. Jahrhunderts, also ein Vierteljahrhundert später gegründet, dar.

Wie wenig aber diese päpstliche Strömung in dieser Weltgegend anhielt und dann doch bald wieder der ritterliche Geist durchschlug, davon gibt Zeugnis die weitere Entwicklung dieses Klosters, indem frühzeitig doch wieder ritterliche Geburt zur Hauptsache und Grundbedingung wird, so daß nur eine folgerichtige Entwicklung darstellt die vier Jahrhunderte darauf erfolgende Verwandlung des Benediktiner-Klosters in ein weltliches Chorherrn- oder Ritterstift. Der Hauptimpuls zu dieser Rückwärts-Entwicklung stammt wohl auch wieder eben von der staufischen Ära her, indem seit dem 12. Jahrhundert als Schirmherrn des Klosters die Erben der Comburger Grafen, nämlich eben die staufischen Könige bezw. Kaiser selbst figurierten, als deren erster dann gleich Konrad III. 1141 von Weinsberg her nach der Geschichte mit den Weibern hier eingeritten ist. Mit dem gewaltigen Aufschwung, der mit dem Fußfassen dieses Geschlechts hier platzgreift, hängt denn auch unfraglich die Erhebung von der dörflichen Ansiedlung (villa) zur Stadt zusammen, die in das Jahr 1156 fällt mit Verleihung der Marktgerechtigkeit. Dieser Zusammenhang von Stadtcharakter und Markt findet sich kaum irgendwo in der deutschen Welt besser markiert als hier, wo in der Vorhalle von St. Michael noch das eiserne Ellenmaß hängt, das zur Kontrolle der Tucher, die auf der Kirchenstaffel ihren Stoff ausstellten, diente, während die Rückseite dieser selben Säule durch die Rillen gekennzeichnet ist, die durch das Schleifen der Lanzenschäfte bezw. Schwerter von den alten Rittern an diesem Stein entstanden sein sollen. Blieben doch diese ritterlichen Herrn immer das dem alten Hall seinen Charakter zumeist sichernde Element. Beweis: die nicht weniger als zirka 150 adeligen Geschlechter, die bis ins 14. Jahrhundert hier verbürgert gewesen sein müssen, auch nachdem der sog. Streit um die „Kellerhälse“, den man als die erste der drei Haller Zwietrachten zwischen Bürgerschaft und Adels-Element zu fassen pflegt, der aber nur einfach dem Bestreben entsprang, wenigstens einen Schimmer von polizeilicher Ordnung in unser mittelalterliches Gemeinwesen hineinzubringen, (1625) eine Anzahl hinweggeschickt hatte. Kurz zuvor sollte aber noch der Ausgang der Staufernzeit mit den „Rehern von Hall“, von denen Albert von Stade zum Jahre 1248 berichtet, ein kirchen- wie kulturgeschichtlich äußerst bedeutungsvolles Dokument von der außergewöhnlichen Anhänglichkeit, deren sich die Staufern eben in Hall erfreuten, erbringen. Denn „Reher“ zu werden, das haben die Haller auch später nie mehr gewagt, von einzelnen Ausnahmen abgesehen¹⁾.

Um so mehr beweisen diese zugleich, daß das kurz zuvor, 1236, gegründete Minoriten- oder Franziskaner-Kloster, die aus der Unregung des h. Franz

¹⁾ So den zu einem Propheten der Wiedertäufer gewordenen Kürschner Melchior Hoffmann aus Hall, von dem ich auch später absehen werde.

entstandene Bettelmönch-Niederlassung, keine allzutiefe Wurzeln hier geschlagen hatte, so daß schon deshalb eine zweite Niederlassung der Bettelmönche, von dem Parallel-Orden der Dominikaner, die man aus dem Namen „Predigerhaus“ in der Pfaffengasse geschlossen hat, nicht wahrscheinlich ist. Vollends ohne Einfluß nach dieser Richtung und vielmehr in die umgekehrt wirkende sollte sich die Gründung des Johanniterospitals erweisen, von dem dokumentarisch im Jahr 1228 die Rede ist, die aber schon früher, anfangs des 13. Jahrhunderts, erfolgt sein muß: also ein Ableger von jenem geistlichen Ritterorden, der die Krankenpflege mit dem militärischen Geist verband, den zuerst die Temppler hereingebracht hatten als die ächteste Frucht der Kreuzzüge, auf welche möglicherweise das merkwürdige Achteck in Comburg, das Baptisterium, sich bezieht, in dem man schon ein Abbild der Omar-Moschee in Jerusalem gesehen hat, die bekanntlich heute die Stelle des alten salomonischen Tempels einnehmen soll. Aber wie wenig auch mit dieser Gründung dem geistlichen Liebeserifer für Arme und Kranke eine genügende Stätte gesichert war, sollten die Klagen beweisen, die bald über die unzureichende Versorgung der Kranken durch diesen Spital-Orden sich erhoben, und die dadurch herbeigeführte Lösung des Kontrakts schon im Jahre 1249, worauf von der Bürgerschaft das eigene Spital zum h. Geist errichtet wurde. Immer war der Johanniter-Orden in unserer Gegend wirtschaftlich gut genug situiert, um noch 1288 seine (jetzt als Turnhalle dienende) Kapelle, als den reinsten gotischen Bau unseres Tales, aufführen zu können, während der andere historische Überrest, der Gasthof zum „Ritter“, eine für den alten Haller und erst recht für dessen Geschichtsfreunde noch vertrautere Bedeutung gewonnen hat. So sehen wir durch genügend zahlreiche Spuren bis Mitte des 14. Jahrhunderts, kurz vor welcher der mittelalterliche Geist in den grausamen Judenverfolgungen anlässlich des schwarzen Todes, die auch unserem Hall damals für das Volk Israel zu einem berühmten Namen verhalfen, sich einen heute Schauder erregenden Ausdruck geschaffen hat, die Vorherrschaft des ritterlich-militärischen Elements hier mehr wie anderwärts bezeugt, bis dann doch mit dem Jahre 1340 das bürgerlich-zünftige sich auch hier wie anderwärts deutlicher zu regen beginnt und seinen Anteil an der Leitung des Gemeinwesens fordert: dies die Bedeutung der zweiten Zwietracht, die denn auch jetzt eine ganze Anzahl ritterlicher Familien, so die Bellberg, Crailsheim, Stetten, Bachenstein u. a., aus der Stadt trieb. Doch bleiben nach dem hällischen Chronisten Widmann noch genügend andere, nicht weniger als 114, zurück, die auch nachher noch durch über anderthalb Jahrhunderte Hall mehr als einer zweiten Reichsstadt unseres Landes den Charakter als Adels-Residenz erhielten: Beweis dafür vor allem das Kampfgericht, das bis zum Ausgang der mittelalterlichen Ära hier bestand, ja noch 1526, zu einer Zeit, in der Brenz seinen Einzug hier gehalten, ein Nachspiel erlebte. So überlebt diese spezifisch feudale Einrichtung auch noch die sogenannte dritte Zwietracht von 1509, die den Bruch mit der alten aristokratischen Ära bedeutete und deren Held der Stättmeister Hermann Büschler bildete, die dramatischste Gestalt der Haller Geschichte,

die längst verdient hätte, Gegenstand einer auf der Höhe der Zeit stehenden dramatischen Bearbeitung zu werden.

Als letzten Rest seiner ritterlichen Ara sehen wir dann 1540 auch dasjenige Geschlecht aus unserem Tale verschwinden, mit dem das alte Hall seit dem Ausgang der Staufernzeit noch am zähesten zu ringen gehabt hatte: die Schenken von Limpurg. Diese, die ihren ursprünglichen Sitz wohl bei Kollens (Kolbens) berg a. M., der späteren Stammburg der Rüste von Collenberg, hatten, von wo wohl auch ihr ursprüngliches Hauptwappen, die 5 Kolben, stammte (die man später als fränkische Streifkolben deutete, die aber von Haus aus wohl einfache Bürstenkolben waren), gelangten über Oberschüpf beim Taubergrund unter einem Walter, der nacheinander den Namen von Klingenber, dann Schüpf und endlich Limpurg führt, in unsere Gegend, und zwar unter Kaiser Friedrich II., zunächst wohl auf dem Wege der Heirat als Erben der Bielrieter Herren, dann aber wohl eben von diesem stauffischen Herrscher als oberster Beamter über die stauffischen Besitzungen in diesem Tale hier eingesetzt mit dem Hauptauftrag, als oberster Wächter und Rechtsinhaber gegenüber der aufstrebenden Stadt Hall zu funktionieren. Darauf weist eben auch der Name Lim- (Limp)urg hin, der zweifellos mit der Linde als dem alten Rechtsbaum der Deutschen und speziell der Franken zusammenhängt. Schenken, d. h. Mundschenken, aber sind sie natürlich nicht auf dem von Umland besungenen Wege der Gunstbezeugung von König Rudolf anlässlich einer Jagd geworden, vielmehr haben sie umgekehrt schon bei ihrer Versetzung hierher im überlieferten Besitz des Mundschenkenamtes des fränkischen Herzogtums (oder etwa der Pfalzgrafschaft bei Rhein?) den ausgedehnten Wald, in dem der von Umland beschriebene Limpurger Tag um Tag sich umtreibt, als königliche Verleihung von dem letzten Stauferkönig Konrad IV., und zwar im Jahre 1251, erhalten, wohl um sich der Treue von diesem als tüchtiger Kämpfer bewährten Lehensmanne zu sichern. Und indem die Limpurger diesen umfangreichen zwischen Bühler, Leine, Murr und Roth sich ausdehnenden Wald, über den sie zunächst nur eben den Wildbann bekommen hatten, ein sonst in jener Zeit wenig verwertbares Objekt, dank der hällischen Saline, die nach ihrem mittelalterlichen Betrieb eine Unmenge Holz verbrauchte, zu einem einträglichen Besitz zu gestalten wußten, sollte ihnen dieser die Mittel abwerfen, um nach und nach auch die mancherlei sonstigen Besitzrechte in jenem ca. 13 QM. umfassenden Übergangsgebiet zwischen Schwaben und Franken an sich zu bringen und sich so zu einem der bedeutendsten Dynastengeschlechter in Ostfranken aufzuschwingen. Noch durch König Konrad auch mit der Schirmvogtei über das Kloster Comburg betraut, haben sie dort in der „Schenkenkapelle“ in der Folgezeit durch drei Jahrhunderte ihr noch heute durch die Monumente der alten Schenken bedeutungsvolles Erbbegräbnis gefunden, bis mit der Verlegung des Sitzes nach Gaildorf bezw. Ober-Sonthcim — letzteres erst nach Verkauf der Limpurger Stammburg — dieses schon durch den Übertritt zur Reformation konträr gewordene Recht von selbst aufhörte. Wie sie zur Stadt Hall sich stellten, indem sie nämlich, wenn auch zeitweise selbst in dieser verbürgert, ihre Hauptaufgabe

in möglichster Niederhaltung von dieser und zugleich Ausschindung der dichten Grenznachbarschaft, die bis unmittelbar vor deren Tore reichte, erkannten, veranschaulicht am schlagendsten die Inschrift an dem Wege von Hall nach der jetzigen Vorstadt Unter-Eimpurg an der sogenannten „Schied“, die besagt, daß an dieser Stelle ein altes Torhaus mit zwei Türmen gestanden habe, das die Haller, nach einem Streit mit dem Schenken, der dahier sein Zollhaus stehen hatte, im Jahre 1431 einfach zumauern ließen, um vor ferneren Anschlägen gesichert zu sein — um es dann erst 112 Jahre darauf (1543) nach Ankauf der Eimpurg wieder öffnen zu lassen. — Wie die Chronik berichtet, ließen sich das freilich die alten Eimpurger nicht nur so ohne weiteres gefallen, sondern beschwerten sich darüber bei dem damaligen Kaiser Sigismund. Der aber soll die Antwort gegeben haben: „Meinetwegen können meine lieben Söhne in Hall ihre sämtlichen Tore zumauern und mit Leitern über die Mauern steigen“. Auch eine Antwort von einem Reichsoberhaupt, die die gemüthliche Rechtlosigkeit jener Zeit aufs treffendste illustriert wie den ganzen Charakter des Mittelalters in seiner ritterlich-troizigen Selbsthilfe mangels einer ernsthaft durchgreifenden organisierten Staatsordnung.

II.

Dieser ältesten Zeit, der Ära der ritterlichen Adelsresidenz, bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts, steht im alten Hall gegenüber als zweite Periode seiner Geschichte die der bürgerlichen Siedersrepublik von da bis zum Ausgang seiner Selbstständigkeit. Den Übergang zwischen beiderlei Perioden vermittelt hier wie anderwärts diejenige Bewegung, welche in unserem deutschen Vaterland überhaupt die neue Zeit, wenn nicht heraufgeführt, so doch angebahnt hat: die Reformation. Die ist hier in Hall repräsentiert und zu Stande gebracht wesentlich durch einen Mann, der von da aus Weltruf bekommen hat: den bekannten Johannes Brenz, dessen Einzug hier als Prediger von St. Michael vom 8. September 1522 datiert, wo er seine Probepredigt hielt. Um seine ganze Wirkung auf die Stadt zunächst in deren kirchlichem Charakter zu verstehen, müssen wir uns zuvörderst die vorausgehenden kirchlich-sittlichen Verhältnisse am Ausgang des Mittelalters vergegenwärtigen. Da ist erstens, daß es an kirchlichen Orten wie Persönlichkeiten in keiner Weise gebrach. Da bestand nicht nur wie heute die Michaelskirche, die Hauptkirche, die 1156, zugleich mit Verleihung der Marktgerechtigkeit, auf dem Platz der alten Burg den Herren von Hall geweiht, ihre Umformung zur mächtigen gotischen Hallenkirche gleich der Nördlinger und Dinkelsbühler kurz vor dem Ende des Mittelalters 1495–1525 erfahren hatte — und zwar mit Speck, Käse, Eier und Fleisch erbaut, wie es später hieß, weil es zur Aufbringung der Kosten eines päpstlichen Ablasses bedurfte, der den Genuß dieser Speisen auch in der Fastenzeit genehmigte. — Sodann auf dem linken Kocher-Ufer das Gegenstück St. Katharina, auch diese Kirche aus kaum viel späterer Zeit, wohl noch vor Ende des 12. Jahrhunderts, stammend, was schon die Überreste des romanischen Stils beweisen,

die auch nach ihrem Umbau vor einem Viertelfahrhundert, der ihr leider vieles von dem alten träumerischen Charakter inmitten ihres alten Friedhofes geraubt hat, in und an dem Chor erhalten geblieben sind. Neben diesen beiden Hauptkirchen hat die evangelische Stadtgemeinde in der Stadt selbst heute nur mehr die Spitalkirche, die in ihrer jetzigen Gestalt samt dem ganzen Spital aus dem Brande von 1728 wieder erstanden ist, zur Verfügung, da die Kirche des Johanniter-Ordens ja zur Turnhalle geworden ist. In alter Zeit kamen dazu nicht nur die Marien- oder Schuppach-Kirche am Platze des heutigen Gasthofs zum Alder, in dessen Stall noch Spuren von ihr sich finden, sondern auch noch eine ganze Anzahl von Kapellen. So die neben der Michaelskirche auf dem diese umgebenden alten Friedhof einst stehende Veldner-Kapelle, weiter die „auf dem Kerner“, sowie die einstige Schöntaler Kapelle neben dem Schweinemarkt am Eingang zur Gelbinger Gasse wie in dieser die einst mit dem Josenturm zusammenhängende, nicht zu vergessen derjenigen des einstigen Minoritenklosters. Also allermindestens 9 Gotteshäuser, die, da allein St. Michael mindestens 12 Altäre mit ebensoviel Pfründen hatte (1487 zusammen 18 Altaristen), St. Katharina aber neben 3 Kaplaneien eine Bruderschaft mit zirka 13 Priestern (1347), während das Spital mit 4 Pfründen versehen war, mindestens drei Duzend Kleriker, d. h. Weltgeistliche, voraussetzten; für eine Stadt von allerhöchstens 5—6000 Einwohnern (was damals viel bedeutete) doch eine ziemlich reichliche Versorgung = zirka 150 Seelen pro Kleriker.

Wenn nur die sittlichen Verhältnisse dem entsprochen hätten! Aber wie es damit stand, beweist nicht nur so manche Anekdote, die von der Geistlichkeit des alten Hall und seiner Landschaft in den Chroniken zu finden ist und die man in meiner „Hallischen Geschichte“¹⁾ nachlesen mag, sondern sagt genug die von dem Chronisten Herold, dem Pfarrer von Reinsperg, aus der Zeit seines Vaters, der Dekan des hallischen Landkapitels war, berichtete Notiz, wonach damals der Rat zu Hall dem Klerus auftrug, „die Priester sollten ihre Mäntel nit lange Mäntel, wie damals zu Hall bräuchlich, sondern kurze tragen lassen“ (wie sie für die Dirnen der Frauenhäuser vorgeschrieben waren). Darauf ließ das Kapitel erwidern, wenn der Rat solche Absicht hätte, solle er nur auch den Pfaffenmaiden wie aber auch denen, so „mit Pfaffen verleumdet“ wären, einen besonderen Stand in der Kirche, aber weit genug, machen lassen, damit man alle sehen könne, wer die wären. „Also ward nichts daraus; besorgt, es möcht' vielleicht eine in den Stuhl kommen, die man nit gerne sehen würd'.“ Dem entspricht, daß in den Beth-Registern des mittelalterlichen Hall denn auch ein „Frauenhaus“ nicht fehlt, d. h. ein Haus für die Prostituierten, die ihre besonderen Rechte hatten.

Als die Reformation aufkam und zwar eben infolge der ernsten, nur zugleich mit Vorsicht das Alte anfassenden Predigt unseres Brenz, ist denn eine

¹⁾ Da diese bei Ferd. Staib bezw. W. Stöwer in Hall 1896 erschienene Schrift heute im Buchhandel vergriffen ist, bemerke ich, daß, nachdem ich von dem nach Leipzig verzogenen Verleger Stöwer den Rest käuflich übernommen habe, diese bei mir um den Preis von Mk. 2.50 (statt ursprüngl. Mk. 9.10) direkt bezogen werden kann.

der deutlichsten und vielsagendsten Wirkungen, daß der Rat schon 1524 den Priestern die Konkubinen verbot bezw. diese zu ehelichen gebot, „denn sie seither keinen unehelichen Beisitz nicht allein den Priestern, sondern auch andern Bürgern mehr, verstattet haben“, so daß auch das Frauenhaus einging. Welch bedeutsame Wirkung aber auch sonst von der Predigt unseres Brenz ausging und zwar als Halt in den Stürmen der Zeit, dafür zeugt am besten die Haltung unserer Stadt im Bauernkrieg, wo wir Brenz wie einen Fels im Meer dastehen und so auch Rat und Bürgerschaft Mut machen sehen, so daß die Anfälle der Bauernschaft, die damals auch die hohenlohischen Grafen auf dem Grünbühl zur Brüderschaft zwangen, sich an der aufrechten Haltung unserer Stadt brachen und, als die Bauern dann doch auf dieselbe losrückten, diese bei Gottwolshausen vor den ersten Schüssen einer städtischen Feldschanze fäh auseinanderstoben. Weniger glücklich war freilich die Haltung von Brenz in einem anderen Streit, der sein eigentliches theologisches Gebiet anging: in dem im gleichen Jahr des Bauernkrieges anhebenden Sakramentsstreit, dem Streit über das Abendmahl zwischen der lutherischen Fassung „das ist“ und der Zwinglischen „das bedeutet“. Letztere wurde von Autoritäten unserer Gegend vor allem durch Decolampad von Weinsberg, damals Professor in Basel, vertreten, den auch Brenz zu seinen einstigen von ihm verehrten Lehrern in Heidelberg rechnete. Daß er es trotzdem fertig brachte, in einer von ihm verfaßten Erklärung, die auch von einer Anzahl weiterer Gesinnungsgenossen aus der weiteren Umgebung von Hall unterschrieben und so „Syngramma Suevicum“ = schwäbische Zusammenschrift, genannt wurde, Decolampad entgegenzutreten, bildet in der Art, wie er es tat, weder ethisch noch logisch einen Ruhmestitel für Brenz, wenn sie auch für seinen politischen Scharfblick als weiteres Argument dienen mag. Beweist sie doch immer, wie richtig Brenz Luther in seiner alle anderen überragenden Bedeutung erkannt hatte, woraus denn sein Eintreten für ihn zu erklären ist, durch welches damals in der Tat Schwaben für die lutherische Seite, wenigstens vorläufig, gesichert wurde.

Endgültig und ganz geschah dies bekanntlich nach dem Übertritt unseres Brenz in herzoglich württembergische Dienste nach 1548. Wie dieser Übertritt durch die Haltung unseres Reformators im Interimsstreit vermittelt wurde, auf dem er, Brenz, sich auf seiner vollen Höhe zeigte, der Rat von Hall aber noch schwächer als gegenüber Speyer 1529, darf für Kenner der Kirchengeschichte als bekannt vorausgesetzt werden, während andere wieder in meiner „Haller Geschichte“ es nachlesen mögen. Genug, daß das Ergebnis dieser Episode der endgültige Abgang unseres Brenz aus Hall war, nachdem er 26 Jahre hier gewirkt hatte; ein Weggang, der für unsere Stadt den Verlust ihres guten Genius bedeutete, eines überragenden Geistes, der es während dieses Vierteljahrhunderts auf eine Höhe führte, die es nie mehr erreichte. Nach ihr verfällt Hall wie andere Reichsstädte der Mittelmäßigkeit. Zwar das Interim wurde nach einem Jahrzehnt Bestehens hinfällig, vor allem infolge der ehrlichen Haltung des alten Katharinen-Pfarrers Mich. Gräter, der bereits 1549 zurückgekehrt war

und künftig wie vorher seines Predigtamts waltete, nur daß er beim Abendmahl einen Interimspfaffen im Messegewand neben sich stehen ließ. Die völlige Aufhebung dieser halbkatholischen Ordnung ging von dem an Stelle des alten Mich. Gräter 1557 berufenen Neffen desselben Jacob Gräter aus, der es durchsetzte, daß das Messegewand gänzlich abgeschafft und einfach die alte Ordnung wieder hergestellt wurde, die in der von 1543 stammenden hällischen Kirchenordnung vorgesehen ist. Zugleich mit dem Einzug von Jacob Gräter bezw. von 1559 ab werden nach dem Vorgang von Württemberg auch die Kirchenregister, erst Tauf- und Ehe-, hernach auch Toten-Bücher eingeführt, so daß von da ab die Bevölkerungsbewegung im Hällischen sich genau verfolgen läßt¹⁾, was von mir in Meyer's „Statt-Archiv“ geschehen ist. So liegt in diesem auch der genauere Nachweis dafür, woher die Haller den Spitznamen „Dovelich“ bekommen haben, unter dem sie bis zum heutigen Tag umlaufen: nämlich aus dem Vornamen David, der seit dem Aufhören der alten katholischen Heiligennamen hier vor allem in den Siedersfamilien besonders beliebt wurde und so um 1770 18% sämtlicher männlichen Vornamen aufweist.

Mit der Jahreszahl 1559 verbindet sich dann auch die Begräumung der letzten Überbleibsel der Interimszeit auf dem weltlich-bürgerlichen Gebiet: die Aufhebung des „Hasenrats“. Darunter versteht sich ja jene Ratsveränderung, die Karl V. in der Zeit, als er alle seine Gegner niedergedrückt hatte, um dem konservativen Element für die Zukunft die Herrschaft in den Reichsstädten zu sichern, von 1551 ab einrichten ließ, nach seinem vornehmsten Werkzeug dabei, dem luxemburgischen Hofrat Heinrich Haas von Laufen, dann so genannt. In unserer Stadt wurde diese Neuerung übrigens erst im Februar 1552, also kurz vor dem Zusammenbruch von Karls ganzer Herrlichkeit bei Passau, durchgesetzt in der Weise, daß die bisherige Zahl von 26 Mitgliedern des Inneren Rats auf 17 reduziert wurde, von denen 7 altadelige (bezw. mitteladelige, da eigentlich alter Adel in dieser Zahl jetzt gar nicht mehr vorhanden war) die Wahl der anderen in der Hand haben sollten, die eigentliche Macht aber bei den Fünfern stand, die nun lebenslänglich gewählt wurden. Der Stättmeister, das tatsächliche Haupt der Republik, sollte künftig nur mehr 4 Monate, statt wie bisher 1 Jahr, funktionieren, so daß deren 3 pro Jahr zusammen waren: also ganz ähnlich, wie dies in Nürnberg bis Schluß der Selbständigkeit geblieben ist. Hier in Hall aber zeigte sich zumal diese letztere Bestimmung mit so unguten Folgen verbunden, daß, als 1559 der Rat eine Deputation an Kaiser Ferdinand um Wiederherstellung der alten Ordnung sandte, dieser keinen weiteren Widerstand leistete, so daß von da ab der Stättmeister wieder sein ganzes Jahr funktionierte, der Innere Rat aber durch Vermehrung um 7 künftig aus 24 Personen bestand, von denen 12, also die Hälfte, die Wahlmacher bildeten, während bei den Fünfern wenigstens die Lebenslänglichkeit minder streng festgehalten wurde,

¹⁾ Abgesehen natürlich von etlichen Lücken im 30jährigen Krieg, die aber hier nicht so bedeutend sind, daß sie sich nicht aus dem übrig gebliebenen ergänzen ließen.

insofern sie bei Alter, Krankheit und anderen „ehrehaften“ Ursachen in Wegfall kommen durfte.

In dieser Weise hat sich dann die Sieders-Republik noch fast 2½ Jahr-
hundert fortgesetzt bis zum Ende des alten römischen Reiches bzw. bis zum
Reichsdeputationshauptschluß von 1802/3, der, da hier bereits Napoleons Wille
die oberste Entscheidung bildete, als eigentliches Ende des alten Reiches gelten
kann. Hier in Hall brach noch vor Ende 1803 mit der Besitzergreifung durch
Württemberg die neue Zeit an, die der württembergischen Oberamts-
stadt, die hier, trotz der vielen neuzeitlichen Spuren, die sich von selbst dem
Auge aufdrängen, nach mehr als einer Seite Subtraktion über Subtraktion be-
deutete. So z. B. bei der Geistlichkeit, die, wie es heißt, anlässlich des Besuches
des neuen Herrschers, des Kurfürsten, später Königs Friedrich I., vor dem Borne-
s-blick Sr. Majestät von 10 auf 3 zusammenschmolz, heute aber wieder auf 7 ge-
stiegen ist, falls man die beiden Geistlichen des Diakonissenhauses einrechnet,
das mit dem Komplex seiner Gebäude zwischen Hall und Gelbingen die be-
deutendste neuzeitliche Bereicherung der Landschaft, das richtige Gegenstück zu
Comburg, darstellt und mit seiner Tätigkeit in der Gegenwart, als Hauptlazarett
für verwundete Krieger im Fränkischen, uns daran erinnern mag, daß die beste
Frucht der Geschichte und das sicherste Heilmittel für alle Schäden der Ver-
gangenheit wie Gegenwart immer die Liebe ist, die darauf ausgeht, nicht Wunden
zu schlagen, sondern zu heilen und damit aller Geschichte ihr höchstes Ziel zu
weisen: das der werktätigen Liebe, als des Sozialismus der Samariter-Gesinnung,
die auch in dem Scherflein der Witwe vorbedeutet ist. Die machen allemal
auch in unserem Sinn einen wahren „Häller“.

Und nun ist es vielleicht gestattet, mit dem Leser hier einen Rundgang
durch die Stadt anzutreten, der nicht etwa die vorhandenen „Führer“¹⁾ überflüssig
machen, sondern nur einen Fingerzeig geben will, auf welchem Weg heute etwa
ein Freund der Geschichte am kürzesten auf seine Rechnung kommen dürfte.
Erste Frage ist da natürlich der Ausgangspunkt. An sich sind da dreierlei
Möglichkeiten: 1. für solche, die etwa einen Erholungsaufenthalt in Hall sich
leisten wollen, wofür in gewöhnlichen Zeiten sich am meisten das Diakonissen-
haus, schon wegen seiner prächtigen Lage empfiehlt, wird gleich den Verwundeten,
die ich unlängst führte, dies der gegebene Ausgangspunkt sein und damit der
Eintritt von Norden her durch die Gelbinger Gasse²⁾. Für solche, die nur einen
kurzen Besuch machen wollen, wird dagegen wohl immer der Zutritt von der
Bahn her das Normale sein. Auch in diesem Falle bleibt aber noch eine
doppelte Wahl: für Reisende vom bayerischen Franken und zwar von Nürnberg
her, die nicht mit Gepäck beladen sind, empfiehlt sich als bester Ausgangspunkt
immer die Station Hesselental, von wo man nach der Perle dieser Umgegend,
Comburg, ohne weitere Beschwerlichkeit, zumeist abwärts steigend, in einer

¹⁾ Deren bester ist immer noch der von Oberlehrer Hauser von 1877, der m. W. übrigens längst
vergriffen ist.

²⁾ Über deren Umbenennung zur heutigen „Heilbronner Straße“ vgl. nachher!

Viertelstunde gelangt, um von da weiter über Steinbach und Unterlimpurg in die eigentliche Stadt einzurücken: Diese Reihenfolge auch am meisten gemäß dem Gang der historischen Entwicklung. Für die Mehrzahl der flüchtigen Besucher bleibt aber doch wohl der Bahnhof von Hall selbst der gegebene Eintrittspunkt, zumal wenn man von Heilbronn (und weiter etwa Würzburg) her kommt, wobei man schon auf der letzten Strecke der Fahrt den prächtigsten Überblick über das ganze Stadt-Panorama bekommt.

Schon hierbei wird einem schärferen Auge der Unterschied der Bauart in Bezug auf die verschiedenen Stadteile nicht entgehen, der, abgesehen von den modernen Zutaten, vor allem durch dreierlei größere Brände in alter Zeit verursacht ist. Deren ältester von 1376 soll den Chroniken zufolge fast die ganze Stadt einschließlich Rathaus mit Archiv in Asche gelegt haben, so daß man vom Sulfertor beim Haal bis zum oberen Stadttor beim Schweinemarkt sehen konnte, so daß von der ältesten Stadt nur mehr der südöstliche an Unterlimpurg zunächst anstoßende Teil, zumal in den beiden „Herren“- , alt „Recken“-Gassen übrig blieb; übrigens auch dieser nur teilweise. Deutlicher noch haben die Stadt-Physiognomien zwei andere Brände von 1680 und 1728 bestimmt, von denen jener fast die ganze Selbinger Gasse einscherte, woher deren jetziges relativ neues Aussehen stammt. Nur daß sie damit sich immer noch als relativ älter als der mittlere Kern der Stadt präsentiert, da dieser nach dem 1376er Brande 352 Jahre darauf anno 1728 aufs neue zu $\frac{3}{4}$ abbrannte, insgesamt über 500 Gebäude einschließlich Rathaus, Jakobskirche und Spital, die denn samt der ganzen Gegend links und rechts an der „Neuen Straße“ daher ihre neuere Physiognomie gewonnen haben, zum Teil unter merklichen Abweichungen von der vorigen Straßenlinie.

Und nun denn also eine kurze Führung unter Numerierung der unter dem historischen Gesichtspunkt besonders ins Auge zu fassenden Gebäulichkeiten. Da präsentiert sich für den von der Bahnhof-Straße herabkommenden gleich links an dem Eintritt in die Lange Straße (1) der alte Pulverturm, ein Überrest von dem großen Bollwerk von 1490, das auch die linke Stadtseite einschloß, bis vor wenigen Jahren als historisches Museum unseres Vereins für Württembergisch-Franken dienend. In der Mitte der Langer Straße zieht dann unser Blick auf sich die Katharinenkirche (2), die freilich nach ihrem Um- oder eigentlich Neubau durch Dolmetsch trotz den von der alten Kirche beibehaltenen Resten (zumal am Turm) sich mehr als ein Monument der Neuzeit als der ehrwürdigen Vergangenheit darstellt. Eher ist das der Fall beim Gasthof zum „Ritter“ (3), der einstigen Johanniter-Kommende, als solche durch eine Inschrift von 1802, die an einen Umbau durch den Komtur Friedrich von Entzberg erinnert, kenntlich gemacht. Hinter dieser an der alten von 1298 stammenden, also frühgotischen Johanniterkirche (4) vorbei, die wir links liegen lassen, durch die Mauerstraße emporsteigend gelangen wir in wenigen Minuten zum (5) Weiler-Tor, das, aus der Mitte des 14. Jahrhunderts stammend, namentlich von außen einen der malerischsten Effekte der Stadt gewährt. Seinen Namen hat es von dem

eben diesen Namen führenden besonderen Stadtteil, der bis zum Ritter bezw. bis zur Heimbacher Gasse reichend in ältester Zeit noch zur Markung Gottwoltshausen und damit zum einst hohenlohischen Gebiet gehörte und so auch bis 1803 mit Gottwoltshausen zusammen eine eigene Vorstadt-Pfarrei Gottwoltshausen-St. Johann bildete, die in der 1534 für den katholischen Gottesdienst geschlossenen, 1539 aber für den evangelischen wiedereröffneten Johanneskirche ihr Gotteshaus besaß. Durch diesen Weiler nun zurück über die (6) Henkersbrücke, wie von alter Zeit her die Hauptbrücke über den Roher heißt¹⁾, kommen wir auf der anderen Seite zunächst am (7) Konditor Schaufelenschen Hause vorbei, das für den Geschichtsfreund seine Bedeutung ebenso wegen seines früheren geschichtsfundigen Besitzers wie als einstige Stelle der zu unterst am Roher gelegenen Siebenbürgen-Burg, nämlich derjenigen der „Sulmeister“ besaß. Von hier nur einen flüchtigen Blick die Neue Straße hinaufwerfend, wenden wir uns am Roher hinab, das Kreisgericht und das Landesgefängnis, das auf dem Siechbuck jenseits der alten Stadtmauer 1839 errichtet worden ist, rechts lassend, zu der schwärzlichen hochragenden Gebäulichkeit, die schon auf der Fahrt unser Auge besonders auf sich gezogen hat und sich uns als die in den 1830er Jahren abwärts von der Stadt auf einem Roherarm errichtete neue Saline (8) präsentiert, über deren heutigen Betrieb uns der herumsührende Wärter näher orientieren mag.

Von der Saline führt ein Weg hinten herum über ein idyllisches Brücklein über jenen Roherarm durch Gärten zu dem wieder noch außerhalb der Stadt gelegenen Städtischen Krankenhaus (9), das auf der Stelle der alten Nikolauspflge, einst für die Leprosen oder „Sonderfiechen“, d. h. Ausfägigen, errichtet mit seinem Platz gegenüber dem Friedhof eine eigene Sprache redet. Das 5 Minuten weiter hinaus Gelbingen zu gelegene Diakonissenhaus mit seinem Anhang, dem Johanniterkrankenhaus und vollends dem neuen Schwachsinnigenheim, die alle zusammen zirka 800 Insassen zählen, dient wohl vielen mehr als das ganze übrige Hall als Wallfahrtsziel, bietet aber historisch nichts Weiteres. Daher vom Krankenhaus wieder der Stadt zu, nun durch die Gelbinger Gasse, links von welcher sich jetzt die Grabenstraße hinzieht, früher am Graben genannt, an dessen Anfang die „Blendstatt“ (10) lag, als alte Stelle für Blenden, Rädern und dergl., eine Erinnerung an die barbarischen Strafarten des Mittelalters. Das Münzhaus (11), jetzt Bierbrauerei, erinnert uns wieder an die alte Haller Münzgerechtigkeit, nur daß in diesem Gebäude selbst dieselbe wohl kaum mehr geübt worden ist, da seit 1345 Hall seinen Eigenbetrieb einstellte, der in ältester Zeit unter den „Münzmeistern“, einer der ältesten Patrizierfamilien, unfern vom Rathaus, wo das alte Münzhaus stand, schwungvoll genug betrieben worden sein mag. Dann weiter an einem jetzt

¹⁾ Der Name stammt daher, daß in ältester Zeit der Galgen oben auf der Höhe unmittelbar über der Heimbacher Gasse stand. Weils aber vorkam, daß je nach dem der Wind ging, die Schatten der Gehenden in den Stuben der Bewohner dieses Stadtteils auftauchten und die „Kindernden“ Weiber darob erschrafen, wurde diese Stelle denn mit dem heutigen „Friedens“ alt Galgenberg, vertauscht.

für die Sammlungen des historischen Vereins eingerichteten alten Renaissancehaus (12) von 1605 vorbei, das die Namen von Albrecht Franck und Hans Greter neben dieser Jahreszahl trägt, zu dem nach dem Brand von 1680 in neue Form gefaßten (13) Torenturm, der einst die Volksschule für die Gelbinger Vorstadt in sich faßte, unfern von dem ein früher durch seine Ketten als „Ketten-Pag“ (14) bekanntes besonders stattliches Gebäude, durch eine Inschrift mit Reichsadler, Schwert und Reichsapfel darüber, sich als Wohnung eines früheren Reichschultheißen, des Joh. Wilhelm Engelhardt, der es 1705 aufführen ließ, verrät.

Die Gelbinger Gasse endet am Schweinemarkt links, während auf dem freien Platz rechts davon einst die Schöntaler Kapelle stand. Die nächste Straße, die rechts hinab geht, führt uns als Spitalstraße in wenigen Minuten zu dem in seiner Stiftung bis ins 13. Jahrhundert zurückgehenden Spital zum hl. Geist (15), das nach dem Brand von 1728 als stattlicher Renaissance-Bau wieder erstanden ist. Nun aber wieder links auf die Neue Straße, die jetzige Hauptstraße, an deren Ende es rechts hinauf zum Marktplatz geht, einem der imposantesten Plätze unserer schwäbischen Reichsstädte, voll von historischen Reminiszenzen aller Art. So stand an der Stelle des nächsten Gebäudes rechts in alter Zeit die in dem Verfassungstreit von 1509 eine Rolle spielende alte Geschlechtertrinkstube (16), die heute zum K. württ. Oberamt renoviert ist, gegenüber welcher der (17) Fischbrunnen mit dem (18) Pranger darüber, der freilich nur eine Nachbildung des wegen Bruchigkeit in das Stuttgarter Altertumsmuseum gewanderten Originals ist, schon äußerlich eine höchst wirkungsvolle Szenerie bildet. Daneben das sogenannte Firntalersche Haus (19), das, auch im Innern sich als eines der prächtigsten Patrizierhäuser darstellend, wie sie nach dem Brand von 1728 wieder erstanden, zugleich wieder an Stelle einer der alten Siebenbürgen-Burgen ein besonders historisches Interesse verdient. In anderer Weise historisch bedeutsam ist das gleich auf das dazwischen liegende anmutige Renaissancehaus von Konditor Frikt und dann den Gasthof zum „Adler“, in dessen Stall noch Überreste von der früher hier gestandenen Marien- oder Schuppach-Kirche (20) bemerkbar sind, folgende Gebäude, das ehemalige Wohnhaus des vielgenannten Rittmeisters Hermann Büschler (21) und zugleich die Wohnung, in der Kaiser Karl V. bei seinem ersten Besuch im Februar 1541 hier übernachtete, wie zum Glück auch eine hier angebrachte Inschrift besagt. Daß er bei dieser Gelegenheit die Haller durch seine Zerknirschtheit entzückte, indem er einen Fensterflügel, der gerade wegen der davor stattfindenden Huldigung ausgebrochen werden sollte, durch Zugreifen vor dem Sturz bewahrte, soll zur Ehrenrettung des sonst vielfach als Tyrann verschrienen spanischen Kaisers nicht übergangen werden. Weiterschreitend entlang der immer noch rechts bleibenden Michaelskirche stoßen wir sodann auf das an den Kirchhof sich anlehende alte Gymnasium (22), das seit 1578 an Stelle des früher im Minoritenkloster befindlichen getreten ist und seit 1655 zum Rang eines solchen erhoben wurde, in seiner jetzigen Gestalt übrigens aus dem 18. Jahrhundert. Natürlich genügte

ein solch schlichter Bau dann aber der Neuzeit nicht mehr, deren Anforderungen denn in dem gegenüberliegenden ungleich mächtigeren Bau auf der anderen Seite der Straße entsprochen worden ist. Nunmehr auf dem Holzmarkt angelangt, haben wir vor uns das gewaltigste der Haller Tore, den Langensfelder (23) oder auch Erailsheimer Torturm, der in seiner komplizierten Gestalt einem Streit mit den Schenken seine Entstehung verdankt, indem diese hier 1515 ein Zollhaus errichten durften, das sie aber zugleich zur Gewinnung der peinlichen Gerichtsbarkeit auszunützen gedachten, was dann durch einen abermaligen Bau der Stadt noch weiter hinaus vereitelt wurde; eine Erinnerung daran, daß auf dieser ganzen südlichen Seite, die von hier ab beginnt, das Schenkengebiet unmittelbar an die Stadtmauer stieß, wie dies auch der Name der hier hinabziehenden Straße, die sog. „Schütt“ (= Schied) zum Ausdruck bringt. Demgemäß stieß an diese auch weiter rechts an jener gewaltige, die ganze Stadt beherrschende Bau, der neben der Michaelskirche rechts davon diese noch weit überragend dem ganzen Stadtteil sein Gepräge verleiht: das ist der sog. Neue Bau (24) oder das Büchsenhaus, der eben von Hermann Büschler als Arsenal wie zugleich Bollwerk gegen Limpurg 1508 vor der dritten Zwietracht begonnen erst 1527, wie eine Jahreszahl anzeigt, vollendet wurde. Der eigentliche Zugang dahin führt durch den Rosen- (d. h. ursprünglich wohl Röß-) bühl, die nächste Straße links abwärts vom Holzmarkt, jenes Quartier, das für die Judenschaft ein so übles Renommee gewonnen hat durch deren grausame Verfolgung zur Zeit des schwarzen Todes (1348), indem sie elendiglich in einem Turm verbrannt wurde zur Rache für die ihr Schuld gegebene Anstiftung dieser Pest durch Vergiftung der Brunnen. Wer denkt da nicht an die sinnlosen Gerüchte, die auch vorletztes Jahr wieder aus Anlaß der Spionenriechelei allenthalben in unserem deutschen Vaterland umliefen, — nur daß es diesmal nicht Juden, sondern allemal Zigeuner sein mußten — mit genau ebenso vielem Grund, als damals im 14. Jahrhundert in den Zeiten des „frassen Mittelalters“. Für den Freund des Fortschritts wahrlich eine schmerzliche Reminiscenz!

Nun abwärts, die Michaelskirche, deren buschumwachsener Chor sich von dieser Seite sehr malerisch ausnimmt, wieder rechts lassend geht es neben dem einst von dem Pfarrer Seiserfeld von Wertheim 1718 erbauten stattlichen Hause, das früher den Comburger Äbten als Absteigequartier diente und an welches weiter abwärts der Berlerturm (25) als weiterer Siebenbürgen-Bau sich anlehnte (später als Beguinenquartier dienend und so „Nonnenhof“ genannt) in die „Pfarrgasse“, deren Hintergrund quer abschließend das Dekanatsgebäude bildet, das einstige Wohnhaus des Reformators Brenz (26) wie seiner Amtsnachfolger bis zum heutigen Tag. Daneben die Wohnung des Mesners, von dem wir uns nun endlich die von drei Seiten umgangene Michaelskirche (27) aufschließen lassen, nachdem wir zuvor dem Äußeren den verdienten Blick geschenkt und von Einzelheiten neben dem heiligen Michael in der Turmhalle auch das oben erwähnte Ellenmaß wie die Rillen an der linken Turmsäule, an der Kirche selbst aber den Ölberg wie die mancherlei Grabsteine von dem früheren Kirchhof

hier, die zum Teil noch in das 16. Jahrhundert zurückreichen und so eine Reihe althallischer Patriziergeschlechter, so die Schlez, Treutwein, Eberhardt und Schneewasser, in die Erinnerung bringen, nicht übersehen haben. Ebenso wird in der Kirche selbst, deren reiches Innere wieder bei Hauser nachgelesen werden möge, der Freund der Geschichte neben dem Sakramentshäuschen, Altarschrein, Crucifixus wie der Grablegung und den sieben Kapellen um den Chor her nicht die zum Teil in diesen Kapellen selbst oder an den Pfeilern dazwischen angebrachten Grabmonumente übersehen, die eine Übersicht über die in den letzten Jahrhunderten der Republik Kirche und Staat leitenden Persönlichkeiten bzw. Familien in sich schließen (obenan die Bonhöffer, neben denen aber die Benschlag, Seiferheld, Wibel, Hapfel, Jemgumer-Kloster, Sannwald, Stellwag, Zweifel, Holl u. a. sich ihr ehrliches Ungedenken gesichert haben).

Der Michaelskirche, die über ihrer mächtigen Staffel tronend dem Kundigen unwillkürlich den Dom von Siena ins Gedächtnis zurückruft, gegenüber westlich liegt dann das Rathaus (28), das nach dem Brand von 1728 in seiner jetzigen Gestalt entstanden, unter seines Gleichen als schönster Spätrenaissancebau in unserem Lande gilt und in seinem Innern, vor allem in dem lange Zeit für das Schwurgericht benützten Ratsaal, allerlei nicht unbedeutende Malereien birgt, denen Hauser doch immer eine allzu eingehende Schilderung gewidmet hat. Südlich diesem gegenüber jenseits der weiter abwärts führenden Staffel haben wir ein Gebäude, das schon durch zwei alte Grabsteins-Inschriften an der Wand, die eine von einem Heinrich Alt (von Altenberg) a. 1410, die andere, mit dem Fisch als Wappen, von Ulrich von Sailenkirchen a. 1419 herrührend, wie das romanische Pförtchen über dem Seiteneingang sich als Überrest von dem einst hier gestandenen (29) Minoritenkloster gibt, während das Haus daneben mit seinem reizvollen Portale aus der Früh-Renaissance (30) durch seine Inschrift darüber („erbaut durch Herrn Georg Rudolf Widmann, der Rechten Doktor“) uns die Erinnerung an diese bedeutendste Schriftstellerfamilie des alten Hall lebendig erhält.

Der freie Platz vor dem Rathaus und diesen Gebäuden diente in alter Zeit als Stätte für das oben besprochene Kampfgericht, an die noch die (31) Öse gegenüber der Sandelschen Apotheke, als Überrest von der Absperrung durch Ketten, die während solcher Kämpfe geschah, den Kundigen erinnert, von anderen Leuten meist achtlos übersehen. Hier mündet die obere Herren (früher „Recken“) Gasse ein, die zusammen mit der untern noch jetzt in ihrem Äußern uns die mittelalterliche Adelsresidenz am ehesten vergegenwärtigt: wie schon durch ihre Schmäle — nicht breiter, als daß ein Reiter quer mit der Lanze durchkommen konnte — so durch mancherlei Gebäulichkeiten, die durch Wappen oder Bauart — auch von den vorstehenden Kellerhälsen, die zur Zwietracht von 1265 Anstoß gaben, ist da noch genug vorhanden — an jene ritterliche Zeit gemahnen. So gleich das Mezgerhaus (Nr. 55), das durch das Wappen der Senfft und daneben das der Rinderbach wie den Namen Silg Senfft samt der Jahreszahl 1494 sich als das Wohnhaus dieses Ablegers von den alten „Sulmeistern“, den frühmittelalterlichen Ober-Aufsehern der Saline (die später auf das Land gefahren,

sich in dem 1 Stunde von Hall gelegenen Suhlburg ihren neuen Herrnsitz geschaffen hatten) dokumentiert. Weiter hinaus gegen das Ende dieser oberen Herrengasse zu das durch Inschrift und Bauart als Renaissance-Neubau kenntlich gemachte Engelhart'sche Haus (33) von 1688. Nun an der Stelle des oben besprochenen a. 1431 zugemauerten Tores angekommen, ziehen wir es nach Lesung der betreffenden Inschrift (34) vor, durch die untere Herrengasse noch einmal in die Altstadt zurückzukehren, um erst der Reckenburg (35) als den besterhaltenen von den einstigen Siebenburgen-Türmen einen näheren Blick zu gönnen, dann aber ohne weiteren Aufenthalt auf den Platz zu eilen, der einst diesem ganzen monumentenreichen Gemeinwesen zur Entstehung verholfen hat: den Haalplatz mit dem Haal (36). Heutzutage nur ein großer für gewöhnlich öder, wenn nicht von den Mädchen der rechtsstehenden höheren Töchter Schule und anderen Kindern belebte Platz, in dessen Mitte uns die jetzt verdeckte Salzquelle, ein einfaches Oktogon, ziemlich hausbacken, als wisse sie nichts von dem alten regen Leben in den einstigen Siedershäuschen umher, anstarrt. So denn auch ohne weiteren Aufenthalt weiter an dem modernen Solbad, das so malerisch zwischen den verschiedenen Rocherarmen liegt, vorbei über den Unterwöhrd in die Anlagen, um auf dem nächsten Weg durch diese an allerlei Badgelegenheit vorbei in die Vorstadt Unterlumpurg zurückzukehren. Von da gelangen wir nach Besichtigung des hier zu Sehenden, so des durch sein Wappen, einen Bär, kenntlichen Wohnhauses der Berlin von Wäldershüb, einer Patrizierfamilie des 16. Jahrhunderts, (37) und etwa auch des alten Lumpurger Schloßchens Brestenfels (38), einer ziemlich verwahrlosten Gebäulichkeit, weiter hinaus aber namentlich des altlumpurgischen Epitals (39), jetzt Gasthof zum Schwanen, zum Kirchlein von Unterlumpurg, St. Urban genannt (40), das durch seine romanischen Reste, zumal auch die Tierfiguren hinten am Chor außen, sich als ein Bau aus dem 13., wenn nicht Ende des 12. Jahrhunderts, verratend, außerdem auch durch allerlei Grabsteine und Nr. 1 das prächtige Schenkenwappen über dem Portal eine nähere Besichtigung verdient: die ganze Umgebung stimmungsvoll vor allem auch durch die paar Linden, die an die einstige Bestimmung dieser Herren wie ihres darüber sich erhebenden Herrschaftssitzes erinnern. Zu dieser, der malerischen Ruine Oberlumpurg (41) geht es nun am „Stern“ vorbei, der den Hallern gern zur abendlichen Durstlöschung dient, in wenigen Minuten empor, um oben nicht nur die dem Professor Fehleisen zu verdankenden Ausgrabungen, sondern namentlich auch den reizvollen Blick hinab auf das nahe Hall wie hinüber zur Comburg (42) zu genießen.

Dieses, dessen Herrlichkeiten wir hier nicht im Einzelnen beschreiben wollen, schon da es hiezu eines eigenes Aufzages bedürfte, zumal mit seinem Ableger Klein-Comburg mit seinen wertvollen Wand-Malereien aus dem 12. Jahrhundert, bildet, falls einer nicht noch zu dem über der Station Hessendal aufragenden Sinforn mit seiner alten jetzt als Ruine daliegenden Wallfahrtskirche zu den 14 Nothelfern aus dem 15. Jahrhundert, sowie mit seiner noch herrlicheren Rundsicht über die ganze hällisch-hohenlohische Ebene nach der einen Seite, dem

grünwelligem Waldland der Limpurger Berge und des Mainhardter Walds nach der anderen, emporsteigen will, immer den besten Abschluß einer derartigen historischen Besichtigung unserer Roherstadt, wie wir sie im Vorhergehenden dem Leser zugemutet haben. Und wer uns mit Verständnis gefolgt ist, von dem zweifeln wir auch nicht, daß sein Schlusergebnis immer auch sein wird der Eindruck einer ungewöhnlichen reichen und mannigfaltigen Geschichtslektüre, die er in diesem Zentrum des württembergischen Frankenlandes schon von dessen Steinen geholt haben wird. Nur sollte die Stadtbevölkerung bezw. deren Leitung noch zweierlei tun, um diesen Eindruck, auf dem ihre Anziehungskraft beruht, noch gebührend zu verstärken: 1. Mehr Inschriften zu historischer Erläuterung an den betreffenden Häusern anbringen, z. B. am Dekanatsgebäude die Bezeichnung als einstige Wohnung des Reformators Brenz 1522—48; auch etwa am Oberamt als Stätte der einstigen Geschlechter-Trinkstube und dgl. Noch einfacher und weitreichender wäre ein zweites Mittel: der Stadt, d. h. ihren Straßen und Plätzen ihre alten Namen lassen! Zu was denn die Gelbinger Gasse in „Heilbronner Straße“ oder die Heimbacher Gasse in „Stuttgarter Straße“ umwandeln? Damit geht bloß der Stadt ihr spezifischer Charakter, d. h. ihr eigener verloren zu Gunsten eines Allerweltscharakters, der dann allemal so viel als gar keiner ist. Heilbronner und vollends Stuttgarter Straßen gibt es im ganzen Land oder doch Unterland eine ganze Unmenge. Die hat jedes Dorf. Aber keine zweite Stadt hat eine Gelbinger und eine Heimbacher, welche eben die Beziehung zur nächsten Umgebung in sich schließen und darum unserer Stadt ihr Eigenkolorit geben. Auch die Verwandlung der Pfarr- in eine „Kirchgasse“ wie vollends des Holzmarkts in eine ganz unverständliche und auch historisch unrichtige „Klosterstraße“ wie nicht weniger des Juden- und Hafenmarkts in einen „unteren und oberen Postplatz“ ist keine Verbesserung, sondern höchstens Verwässerung und hebt nicht den Reiz eines solchen historischen Platzes, sondern verdirbt ihn: so daß, wer immer der Urheber dieser verallgemeinernden Modernisierung sein mag, sich um Hall selbst schlecht verdient gemacht, ihm ein gut Teil seines ehrlichen historischen Gesichtes genommen hat. Allerdings ist diese Verwässerung keine spezifisch hällische Unart, sondern in unserer heutigen Zeit etwas genügend Allgemeines. Leider! Nur daß diese Unart anderwärts nicht so viel schadet, wo es sich um Örtlichkeiten handelt, die auch sonst in vielfacher Umbildung und Anpassung begriffen sind. Bei Hall aber ist dies nun sonst so ganz und gar nicht der Fall, daß auf diese Weise einen Ort, der ein rühmliches Renommee aus der Vergangenheit hat, zu einem Ort moderner Größe machen wollen immer nur den Eindruck eines Vernegroß macht, d. h. etwas Mitleidserregendes hat. So ist das Beste, was man da sagen kann, immer nur das: „Herr vergib ihnen, sie wissen nicht, was sie tun“. Aber ob es wirklich den Stadtvätern gerade um diesen Eindruck zu tun war?

Der dies schreibt, glaubt davor gesichert zu sein, daß ihm diese Bemerkung als Ausdruck eines persönlichen Bornegefühls gedeutet werde. Erstens weil er die eigentlich an jener Verderbnis Schuldigen nicht weiter kennt. Zweitens

weil er dieser Stadt genug Zeit und Kraft seines Lebens gewidmet hat, soviel, wie das immer nicht der Bohn, sondern nur die Liebe fertig bringt, so daß man ihm getrost den Wunsch zutrauen darf, Hall seiner großen Vergangenheit immer möglichst würdig zu sehen!



Büchertisch.

Der Feilenhauer. Roman aus dem Fichtelgebirge von Gottfried Flammberg. (August Ebrad). Zweite Auflage, herausgegeben von Friedrich Clemens Ebrad. G. Kohler Verlag, Wunsiedel 1914. XI und 490 S.

Die Heimatliteratur im Roman ist in Franken immer noch verhältnismäßig dünn gesät und wir müssen es freudig und dankbar begrüßen, wenn hin und wieder ein Buch, das Land und Leute in Franken ein Herold zu werden berufen ist, entsteht. Eine solche literarische Erscheinung ist der „Feilenhauer“, ein prächtiger Fichtelgebirgsroman aus dem Ende des 18. und dem Anfang des 19. Jahrhunderts. Sein Entstehen fällt in das Jahr 1865, als sein Verfasser, der vormalige kgl. Konsistorialrat und ausgezeichnete Schriftsteller und Dichter Dr. theol. et phil. Johannes Heinrich August Ebrad, ein Erlanger Kind aus uraltem fränkischen Geschlecht, eine spätsommerliche Fußreise ins Fichtelgebirge unternahm, die ihn mit einem Uttenreuther in die Gegend von Berneck, Lützenreuth, Seßrees, Münchberg, Zell, Weizenstadt, nach der Lützenburg und auch auf den Waldstein führte. Letzterer — die „Schlüssel“ des Waldsteingipfels zielt sinnig den Umschlag des Buches — bildet mit einem Hauptschauplatz der Handlung, in der uns „ein alter eisengrauer Kesselflicker“ in der Gestalt eines sagenhaften Feilenhauers als Mittelpunkt erscheint und der dem Volksglauben nach am Teufelstisch auf dem Waldstein mit eisernen Karten spielt. Im übrigen hält die Handlung sehr viel an der Wahrheit fest, indem sie bei einem merkwürdigen Ereignis, das sich im ersten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts in Lützenreuth ereignete, beginnt und in der Folge eine vom Verfasser (im August 1860 gemachte) Schwarzwaldreise zum Vorwurf hat. Somit spielt ein Großteil der Geschichte im Schwarzwald, nicht zum Nachteil des Fichtelgebirgsromans; denn die Personen, denen wir aus dem Fichtelgebirge nach dem Schwarzwald folgen, nehmen uns durch ihr seltsames Schicksal so gefangen, daß wir ihnen auch außerhalb unserer oberfränkischen Lande mit starkem Interesse begegnen, und das umsomehr, als sie uns am Schluß der Geschichte wieder in das Fichtelgebirge zurückführen.

Der rote Faden, der sich durch die ganze Handlung zieht, ist auf der einen Seite das Schicksal eines blühenden jungen Mädchens, die Tochter eines oberfränkischen Kanzleirat-Ghepaars aus der richtigen Biedermeierzeit der Bayreuther markgräflichen Residenz, die sich auf dem Waldsteingipfel in einen „bildschönen, hochgewachsenen, schwarzlockigen jungen Mann“ verliebt, ihn — einen schwerreichen Hüttenbesitzer aus dem Schwarzwald — nach geraumer Zeit heiratet, und dem Manne, der ebenso sympathisch geschildert wird wie sie selbst, schließlich nach seiner Heimat folgt, dort aber bald unglücklich lebt und ihn später verläßt, um sich mit ihrem einzigen Kinde wieder in ihre Fichtelgebirgsheimat zu flüchten, wo sie, nach einer Kette jahrelanger harter Prüfungen unerkannt und verlassen stirbt. Auf der anderen Seite ist es die geheimnisvolle Gestalt des Feilenhauers, der uns am meisten fesselt, und der zu dem Manne der unglücklichen Frau, zu dem Bergwerksbesitzer in